



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

B., M.: Non possumus.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Canton. Ersteres, eine an der östlichen Seite der Mündung des Cantonflusses belegene Insel, ist seit dem Vertrage von Nanjing englische Besizung, Freihafen und Siz der englischen Regierung in China überhaupt, dort kommen die europäischen Nachrichten zuerst an, von dort wird das ganze Geschäft disponirt, alle für den Süden bestimmten Waaren werden, wenn sie nicht schon vom Schiffe verkauft sind, in Hongkong gelöscht, wo sie sicher liegen und wegen des Freihafens ohne Unkosten und Abgaben versandt werden können. Die auf der westlichen Seite des Flusses liegende portugiesische Besizung Macao hat ihre Bedeutung wesentlich verloren, seit Hongkong englisch wurde.

Shanghae ist nach der Ansicht des Berichterstatters die wichtigste Stadt Ostasiens, da ihre Lage in unmittelbarer Nähe der Thee- und Seidendistrikte, sowie die klimatischen Verhältnisse der Provinzen, die sie versorgt, ihr das Uebergewicht über alle andern Häfen sichert. Fast alle Häuser in Japan sind Filiale der hiesigen, für deutsche Industrie bietet sie die besten Abzugsquellen.

Canton hat durch die Rebellion verloren, indem dieselbe einen Theil des Geschäftes nach Hongkong getrieben, wird aber ein wichtiger Platz bleiben, weil sich naturgemäß dort das Geschäft nach dem Süden concentriren muß; es ist der Hauptplatz chinesischer Industrie.

Wir hoffen, daß die preussische Regierung den so verdienstlichen Berichten der technischen Commission eine größere Oeffentlichkeit geben wird, wenn sie den Vertrag dem Landtage vorlegt. Sie wie Graf Eulenburg und alle betheiligten Mitglieder der Expedition haben sich durch die Lösung ihrer mühevollen Aufgabe ein Recht auf Deutschlands Dank erworben, um so mehr, als Preussens eigene Interessen schwerlich geboten, bedeutende Opfer für die Erreichung dieses Vertrages zu bringen. Indem die preussische Regierung dies doch that, unterzog sie sich aufs Neue der wahrhaft nationalen Aufgabe, mit ihren Mitteln Deutschland die Stellung anzubahnen, welche ihm an einem so wichtigen Punkte des Weltverkehrs gebührt.

Non possumus.

Wenn es verschiedene Dinge, Bauten, Gegenden, Gemälde, Gesichter gibt, die sich von nahe gesehen, wenn es andere gibt, die sich von ferne betrachtet besser ausnehmen, so gehört die Regierung des heiligen Vaters offen-

bar zu den letzteren. Je weiter von Rom, desto mehr Verehrung vor ihr, je näher, desto weniger. Vielleicht traurig, aber wahr — vielleicht wahrer als traurig für den Protestanten!

Die wärmste Zone liegt an der Peripherie des Kreises, der auf die ewige Stadt als seinen Mittelpunkt blickt. Im fernen Amerika nahm der herumgehende Klingelbeutel des Peterspfennigs die reichsten Spenden in Empfang, in Spanien, Irland und Polen wird jedenfalls am inbrünstigsten für die Genesung des kranken Mannes an der Tiber gebetet.

Beträchtlich kühler schon ist die Temperatur in Frankreich und Deutschland. Zwar gibt sich die Partei der politischen und kirchlichen Dunkelmänner mit vielem Eifer und nicht ohne Geschick dem Geschäft künstlicher Wärmezeugung hin, zwar thut man das Mögliche mit Schönfärberei, aber wer kann die Natur zwingen? In Frankreich erlebte man ein lang unterhaltenes Kreuzfeuer hirtens-brieflicher Karthausen, geladen mit gottseliger Malice, Demonstrationen im Senat, Demonstrationen im Gesetzgebenden Körper, Feuerwerk mit Weihrauch in der Presse, und wir wollen gern annehmen, daß viele davon für Rom warm wurden, noch mehre daran Gefallen fanden. Hat das bekannte „Lave tes mains, Pilate!“ als Muster tragischer Komik doch uns selber höchlich vergnügt. Aber eigentlich war Alles doch nur Humbug gegen Humbug, und Niemand wird uns einreden, daß all das Heizen und Hegen der Beauillot, der Dupanloup, Poujoulat und Montalembert auf die, welche nächst dem Kaiser die Entscheidung der Sache in der Hand haben, auf die Klasse der Gebildeten, auch nur halb so viel Eindruck gemacht hätte, als die einzige Broschüre Edmond Abouts, so wenig innern Werth diese auch vergleichsweise gehabt haben mag.

In Deutschland finden sich einige warme Däse, Westphalen und Rheinland, Tirol und das brave Altbayern zum Beispiel, wo dörfliche Einfalt und pfahlbürgerlicher Wiedersinn, unangekränkt vom Geist der Zeit, sich Rom noch als ein Stück auf die Erde gefallenen Himmel, den Papst noch mit einem Heiligenschein so groß und prächtig wie ein Sonnenaufgang, die Cardinäle mit etwas kleineren und bleicheren Glorien umgeben vorstellen können, und wo kindliche Gemüther ihren Pfarrern noch glaubten, wenn sie eine vernünftige Regulirung der italienischen Verhältnisse, die eine Expropriation der römischen Curie einschließt, in einem Ton verdammten, als gälte es, gegen einen Griff nach Sanct Peters Paradieseschlüssel, gegen Veraubung des großen, aus den überschüssigen guten Werken der Heiligen zusammengestellten Gnaden- und Ablasschases der Kirche, gegen gottloses Ausblasen aller ewigen Lampen der Christenheit zu eifern. Im Allgemeinen indeß verhielt man sich auch hier ungemein kühl. Päpstliche Werber recrutirten ein paar Hundert verlaufene Burschen für die Thermopylen von Castel Fidardo. Der Sack mit dem deutschen Peterspfennig aber war der magerste unter seinesgleichen, und mitten

aus dem urfrommen Altbayerland erhob sich eine Stimme in der Wüste, erhob sich Döllinger's Stimme — grausenvoll zu sagen — gegen die weltliche Herrschaft des Papstes.

Lassen wir das Auge die Alpen überschreiten, so entdecken wir sofort, daß hier die Gleichgiltigkeit gegen das Papstthum überhaupt am kältesten, der Haß gegen das weltliche Papstthum am heißesten ist. Und zwar steigert sich jene Kälte wie diese Wärme mit der Annäherung an Rom, daß man es mit dem Thermometer messen könnte. In Italien überhaupt wenig Liebe und viel Haß, im Kirchenstaat weniger Liebe und mehr Haß, in der ewigen Stadt selbst Gefrierpunkt von jener und Siedepunkt von diesem. Hier geben der Priesterherrschaft trotz einer wachsamten Polizei zehntausend Bürger zum Theil aus den höchsten Ständen durch Adressen an Napoleon und den König von Italien ein doppeltes Mißtrauensvotum. Hier ist das Wort „morte ai preti!“ zum täglichen Gebet der Massen geworden. Hier, aus nächster Nähe des Vaticanus, erschien im vorigen Jahre das Buch, welches wir dem Folgenden zu Grunde legen, das Stärkste, was in den letzten Decennien gegen die Politif der römischen Curie veröffentlicht worden ist, die Schrift Liverani's: „Il Papato, l'Impero e il Regno d'Italia.“

Der Verfasser ist kein oberflächlicher Literat, kein wigelnder ungläubiger Voltairianer, kein bezahlter Pasquillant, wie die journalistischen Gehilfen der deutschen Reaction — beiläufig selbst Literaten, selbst ohne Glauben, selbst für Honorar arbeitend und selbst stark im Pasquillschreiben, nur meist ohne Wig — About bezeichneten. Monsignore Francesco Liverani, Canonicus der Basilica Santa Maria Maggiore, Hausprälat und Protonotarius des heiligen Stuhles, ist ein geachteter Gelehrter, ein gründlicher Kenner der römischen Verwaltung, ein rechtgläubiger Katholik vom reinsten Wasser, ein ernster gewissenhafter Charakter. Er wurde zur Abfassung seiner Schrift von keinerlei Ehrgeiz getrieben. Der einzige sichere Lohn, der ihm dabei vor Augen stehen konnte, war der Verlust seiner Aemter und Würden und die Verbannung aus seinem bisherigen Wirkungskreise. Ja mehr noch, Liverani ist in gewissem Maße Verehrer der Persönlichkeit des jetzigen Papstes, den er schon als Bischof kannte, dem er sich verpflichtet fühlt, und wenn ihm einmal der Ausdruck „der altersschwache und mündische Pontifex“ entschlüpft, so macht er dies durch lange Lobreden wett, die Pio Nonno als einen der liebenswürdigsten, sanftesten und frömmsten unter den Trägern der dreifachen Krone feiern.

Und doch ist sein Buch die härteste Verurtheilung der Zustände in und um den Vatican, die schwerste Anklage der dortigen Wirthschaft vor dem Forum Europas, fast in jeder Zeile ein schneidender Schmerzensschrei, beinahe in jeder Wendung ein Gebet: Herr, erlöse uns von dem Uebel! Der fecke Spott, die geistreiche Ironie About's werden Manchen ergötzt haben, auf den Ange-

griffnen und seine Partei wirkten sie wohl nur wie die Pfeilschüsse und Schleuderwürfe eines leichten Plänklers. Der römische Monsignore dagegen mit seinem langathmigen, etwas alterthümlichen Pathos, seiner tiefinnerlichen Ent-
 rüstung, seinen oft naiven Bekenntnissen stürmt auf unser Urtheil wie ein
 schwerer Hoplit heran.

Das weltliche Papstthum ist krank, ist am Verschenden. Man wird es
 begraben müssen, wenn seine Gönner und Aerzte nicht bald ein Mittel aus-
 findig machen, ihm neue Lebenskraft einzuflößen. Der Wiener Frank der
 Restauration wird es nicht thun. Er kann nur der Krankheit das Leben
 fristen. Heilen würde nur die Arznei der Reform, und für diese hat der
 Kranke nur ein Wort, wird und kann er immer nur ein Wort haben: non
 possumus!

„Die Restauration“, so ruft Liverani dem Grafen Montalembert, der
 Realist dem romantischen Idealisten, der Römer dem Römling zu, „die Restau-
 ration bei uns heißt eine unveröhnliche Aechtung, welche den Vätern die Fa-
 milie, den Söhnen den Lebensunterhalt, Allen das Vaterland, das Behagen
 des Hauses und jene Luft und jenen Himmel entreißt, den die Vorsehung
 für uns erschaffen hat. Die Restauration heißt die Croaten, die in der Romagna
 tagtäglich ohne Rücksicht auf Alter, Rang und Geschlecht Ruthenstreiche aus-
 theilen. Die Restauration heißt Verbannung, Gefangenhaltung, Gütereinziehung,
 Hirtenbriefe, unterirdische Verschwörungen (Carbonari), geheime Verbindungen
 (Sanfedisten), die in jede Faser des menschlichen Verkehrs eindringen und
 unsre ohnehin schon verdorbenen und verkommenen gesellschaftlichen Zustände
 noch mehr zerfressen und beschmutzen. Die Restauration, das bedeutet gebrochne
 Zusagen der Fürsten, verletzte Eide der Könige, neue Antonelli, neue Galli
 (s. u.), neue Banken, neue Monopolisten, qui devorant plebem meam ut escam
 panis. Die Restauration, das bedeutet für uns Dolche, Kartätschen, Musketen,
 Bomben und alle Gräuelp des Bürgerkriegs, Heimsuchung des platten Lande
 durch Räuber, der Städte durch Meuchelmörder, Verwandlung des ganzen Ge-
 biets in einen Schauplatz grauenvoller Verbrechen. Die Restauration, das
 bedeutet einen unaufhörlichen Wechsel von Aufstand und Aechtung, von Em-
 pörungen, Monitorien und Excommunicationen, verachteten Bullen, Zeitungswi-
 leien über die Responen der Penitenzeria, Abwendung unserer Jugend von
 den Werken der Gottesfurcht, vielleicht auf Nimmerwiederkehr. Es ist jetzt
 das dritte oder vierte Mal, daß uns das Schauspiel eines vom Papst ver-
 fluchten Italiens betrübt. Das gegenwärtige Bullarium ist nur noch ein
 Nachschlagebuch von tadelnden Urtheilen, die Zeitgeschichte nur noch eine Ver-
 spottung und Verhöhnung derselben. Und nun frage ich Sie, als Staatsmann
 von gesundem Menschenverstand, als katholischen Philosophen, ob Sie den er-
 forderlichen Muth besitzen, um den Feinden Frankreichs so viel Uebles anzu-

wünschen, als Sie sich nicht entblöden, den Italienern in Aussicht zu stellen. Ich frage Sie, ob ein solches System länger dauern kann, ohne die Christenheit in der Tiefe ihres Herzens zu treffen.“

Das also wäre die Zukunft Roms und Italiens, die nach der Meinung unseres Prälaten, der alle Kenner der italienischen Geschichte im Wesentlichen beipflichten werden, in der Flasche mit dem Wiener Trank bereit gehalten wird. Sie würde dem Volke Italiens von Neuem Alles nehmen, was das Leben werth macht, und dem Papste nichts geben, als eine kurze Frist bis zu neuen Krisen. Betrachten wir jetzt mit Liverani die Gegenwart, so werden wir bei aller Abneigung vor Uebertreibungen begreifen, daß Palmerston sagen konnte, Rom sei nie besser regiert worden als unter Mazzini*), und daß Russell's Vergleich zwischen der päpstlichen Wirthschaft und der türkischen zu Gunsten der letzteren ausfiel. Und so werden wir den Schluß, zu dem unser Berichterstatter gelangt: „Das Haus des Stellvertreters Christi ist ein Sumpfpfuhl und eine Kloake von Skandal und schändlicher Ruchlosigkeit“ nicht recht ästhetisch, vielleicht etwas unreinlich, aber kaum ungerecht finden.

Es klingt stärker, als wir in der Ferne uns ausdrücken würden, wenn Liverani das vierte Kapitel seiner Schrift „das weltliche Fürstenthum der heiligen Kirche die Beute einer Betternschaft und Rotte unter dem Ministerium Antonelli“ überschreibt und der dort herrschenden Sippchaft wiederholt das Prädicat „schuftig“ ertheilt. Aber wenn wir mit ihm näher an dieses Regiment herantreten, werden wir doch kaum umhin können, seinen Eifer zu theilen und den guten Ton — wenn auch nur im Stillen — bei Seite zu setzen vor der Nothwendigkeit, das Kind beim rechten Namen zu nennen. Im Nachstehenden thun wir dies mit gewohnter Kaltblütigkeit und möglicher Rücksichtnahme auf die Empfindung derer, die mit der vollen Wahrheit über das weltliche Papstthum auch das geistliche verlegt sehen.

Es gab unter Benedict dem Dreizehnten eine Zeit, welche Montesquieu als „die niederträchtige Tyrannei Benevents“ und Muratori als die Zeit der „beneventinischen Maßgeier“ bezeichnete, weil eine Clique von Prälaten aus Benevent damals Kirche und Staat Roms an sich gerissen hatte, um sie auf das Rücksichtsloseste für ihre persönlichen Zwecke auszubeuten. Diese greuelvolle Periode scheint jetzt zurückgekehrt zu sein, nur mit dem Unterschied, daß die Geier nicht aus Benevent, sondern von dem Felsen stammen, auf welchem das bekannte Räuberneß Sonnino liegt.

Nach den Beschlüssen der Kirchenversammlung von Basel und Konstanz

*) „Die republikanische Regierung hinterließ ansehnliche Summen, sogar in Silber“, sagt Reuchlin, „die Rechnungen waren geordneter als lange unter der Priesterregierung.“ Vene ließ niemand wegen politischer Vergehen hinrichten, die römische Reaction Duzende. D. Red.

sind allen höhern Beamten des heiligen Stuhles aus der gesammten katholischen Christenheit zu wählen, und wir wissen, daß diese Vorschrift früher wirklich in gewissem Maß befolgt wurde. Später beachtete man das Befehl weniger. Jetzt — man vergleiche die Listen Liverani's — sind fast alle Stellen und Würden im Patrimonium Petri mit Männern aus Rom selbst und dessen nächster Umgegend und die wichtigsten und einträglichsten davon (das Waffenministerium ausgenommen) mit Gliedern der Clique von Sonnino, d. h. mit Angehörigen der Familie Antonelli besetzt.

Wir sehen uns das Collegium der Cardinäle an und bemerken, daß die weitüberwiegende Mehrzahl der Eminenzen aus den Abruzzen, aus Campanien, der Comarca und Rom selbst stammt, daß die edelsten Provinzen und Städte Mittelitaliens, Bologna, Ferrara, Ravenna, Forli, Urbino, Pesaro und Perugia Niemand in der Prälatur haben, daß der in der Ferne lebende Cardinal Wiseman der einzige wirkliche Gelehrte unter den hochwürdigsten Rothmänteln ist. Die besten von den in Rom wohnenden Cardinälen sind der Venetianer Nardi und der Corse Peraldi, obgleich sie schroffe Reactionäre sind. Unter den übrigen gibt es weder einen hervorragenden Theologen noch einen bedeutenden Juristen noch sonst ein Talent der Erwähnung werth. Pocht man bei ihnen an, so trifft man höchstens etwas Advocatenpfliffigkeit und Kanzleigewandtheit. Ja von Antonelli erzählt Liverani sogar eine Anekdote, aus der man schließen möchte, der Premierminister Pio Nono's könne nicht einmal richtig Latein lesen.

Wir schlagen das Verzeichniß der höhern Staatsbeamten auf und lesen: Giacomo Antonelli, Staatssecretär und Präfect der heiligen apostolischen Paläste, aus Sonnino, Graf Filippo Antonelli, Finanzrath und Gouverneur der römischen Bank, Bruder des Vorigen, aus Sonnino, Graf Luigi Antonelli, Conservator, d. h. Verwalter der Stadtkasse von Rom, Bruder des Vorigen, aus Sonnino. Ein anderer Bruder ist Großhändler mit Lebensmitteln, und zu seinen Gunsten werden, je nachdem seine Magazine leer oder gefüllt sind, die auffallendsten Ausfuhrverbote erlassen, die unbegreiflichsten Zoll erleichterungen verkündigt. In der That, man darf sich beinahe wundern, daß der Premierminister nicht auch seinen Herrn Oheim, den vielgenannten Räuberhauptmann Gasparrone mit einer Stelle bedacht hat, der wegen Mordes zu Civita Castellana im Thurm sitzt. Die Verwaltung des Kirchenstaats und die Familie Antonelli wären dann völlig ein und dasselbe.

Indeß ist schon die jegige Zusammensetzung der Firma Antonelli gut genug für diese und schlimm genug für das römische Volk. Die Bank ist — das sagt nicht bloß Liverani — vollkommen zum Monopol der Gebrüder von Sonnino geworden, und sie nugen mit ihr den Rest des Kirchenstaats nach wahrhaft türkischer Methode aus. Das Statut derselben wurde von Giova-

nardi entworfen, den man wegen Betrugs einsperren mußte, und von dem früheren Finanzminister Galli unterzeichnet, den der Papst wegzujagen genöthigt wurde, weil der Biedermann Miene machte, das Institut ohne Rücksicht auf Antonelli's Interessen auszubeuten. Der Name des heiligen Vaters steht neben dem eines Galli, eines Giovanardi. „Die schändlichsten Schurken!“ ruft Liverani's Erbitterung aus. Man emittirt auf einmal Noten im Betrag von fünf Millionen Scudi, eine Summe, die durch das Bedürfniß nicht entfernt gerechtfertigt ist. Die Folge ist, daß die Preise aller Waaren sofort in erschreckendem Grade steigen, und daß die Kirchengüter bei Erneuerung der Pachtverträge ein schönes Geschäft machen, nur die Löhne bleiben dieselben. Dann werfen sich die Antonelli auf die Waaren selbst und vorzüglich auf die wichtigsten derselben, auf die Lebensmittel. Bruder Filippo, der Bankgouverneur, öffnet und schließt, je nach dem Interesse der Firma, den Sack mit dem Tauschmittel, Bruder Luigi, der Conservator, wirkt emsig für das Geschäft als Leiter der Getreidepolizei. Jener operirt auf die Schaar der Müller, Bäcker, Fleischer und Obsthändler, dieser versammelt die Höker und Zwischenhändler unter seine Flügel. So ist das Volk, soweit es aus essenden und trinkenden Individuen besteht, vollständig in den Händen der Finanziers von Sonnino, und es muß hungern, wenn es den Zoll des Cardinal-Staatssecretärs nicht bezahlen kann. „Zehn Pfund Brot 25 bis 30 Bajocchi!“ seufzt Liverani's betrübte Seele. Vergleicht man die Brotpreise mit den Getreidepreisen auf dem großen Markt, so hört aller Zusammenhang auf, so stehen Sinn und Verstand still.

Die Antonelli nahmen ferner den Torlonia die Regie des Salzes und die des Tabaks ab, sie vertheuerten Del und Wein, sie speculirten in den verschiedensten andern Lebensbedürfnissen und sicher meist mit Glück für ihre Kasse. Dennoch wollen sie arm sein, und da sie sich sorgfältig hüten, ihren Reichthum durchblicken zu lassen, so glauben ihnen die, welche glauben wollen. Aber die Römer haben gute Augen und Ohren, und sie wissen, daß die Brüder täglich Geld in Häusern und Actien anlegen, ja es geht das Gerücht, die Firma habe bereits ein paar Millionen ihrer Ersparnisse in der englischen Bank deponirt, was wir bis auf genügenden Beweis für ein Wenig hochgegriffen, wenn auch keineswegs für unmöglich, halten wollen.

Beuillot hat den Cardinal-Staatssecretär Pio Rono's einen Heros genannt. Nach den Mittheilungen Liverani's werden wir dem französischen Panegyriker insofern nicht Unrecht geben dürfen, als eine solche Ausnutzung ministerieller Befugniß weit über gewöhnliches menschliches Thun und Begreifen hinausgipfelt.

Die „Grenzboten“ haben in einem früheren Aufsatz (Jahrg. 1860, 1. Viertel, S. 281 ff. und S. 331 ff.) die gesammte Wirthschaft im Kirchenstaat ausführlich geschildert, und da Liverani das Wesentlichste des dort Ge-

sagten nur in andrer Form wiederholt, so beschränken wir uns darauf, aus seiner Darstellung noch einige Personalien und namentlich noch die Charakteristik der andern Hauptpartei in der Umgebung des heiligen Vaters zu entnehmen, die von dem Monsignore zum Unterschied von Antonelli und Genossen, der Partei der Bankiers, die Partei der Priester genannt wird, aber leider so wenig wie jene dazu angethan ist, unsre bisherige Meinung von den römischen Zuständen zu bessern.

An der Spitze der Priesterpartei steht nach Liverani „ein Amphibium“, welches vermöge seines geringen Verstandes und der Gunst des Papstes bisweilen nützt, bisweilen schadet, der Cardinal Patrizi. Andere hervorragende Mitglieder dieser Gesellschaft sind Monsignore Capalti, von dem es uns leid thut, daß unser sachkundiger Berichterstatter keine mildere Bezeichnung für ihn fand, als die eines Charakters „von schwärzester Schurkenhaftigkeit“, und der Bischof Cardoni, „dessen Gottesfurcht“, nach Ansicht Liverani's, „mit dem Profit wächst.“ Keiner von diesen Prälaten besitzt ungewöhnliche Fähigkeiten, es wäre denn die des Känkspinnens zum eignen Vortheil, keiner ist auch nur im Stande, mit Erfolg zu predigen. Dennoch erweist der Papst ihnen Vertrauen und fügt sich ihren Intriguen in den wichtigsten Fragen der Verwaltung.

Wir schweigen von andern unheimlichen Hausgenossen des Vaticanus, von dem Zusammenhang zwischen dem päpstlichen Waffenminister und den Räuberhauptleuten, die im Solde und unter der Fahne der Bourbonen Süditalien brandschaften, von dem Proceß des Marchese Campana und dessen wundersamen Ausgang, und erwähnen nur kurz den hübschen Vergleich, den Liverani zwischen den Höflingen der Umgebung Benedicts des Dreizehnten und den Kämmerlingen in der Hofhaltung Pio Nonos anstellt. Wie der berühmte Cardinal Coscia in Antonelli sein Seitenstück findet, so tritt hier der Ritter Filippini, „zugleich Speditour und Vorschneider“, wie ein zweiter Bischof auf, während die vieldeutige Persönlichkeit des Signore Balodelli, ein „Gemisch von Ingenieur, Beamten und Hoffschranzen,“ und der „phantastische, faselnde“ Stella an andere Charaktere des päpstlichen Hofes im dritten Decennium des vorigen Jahrhunderts erinnern. „Alle miteinander“, sagt Liverani am Schluß seines Vergleichs bitter, „wiegen nicht eine Drachme, und dennoch üben sie unablässig einen übermächtigen Einfluß auf das Gemüth des Papstes, der gleichwohl vor keinem unter ihnen Achtung empfindet.“

Fürwahr, ein wenig anmuthiges Bild, dieses Gemälde des Papstthums in der Gegenwart! Wenn der französische Bischof, der vor kurzem Victor Emanuel mit Herodes, Kaiser Napoleon mit Pilatus und Pio Nono mit dem zum Kreuz geführten Christus zu vergleichen die Kühnheit besaß, Recht hätte, so könnte man sich versucht fühlen, sein Gleichniß durch Vorführung auch der

Schwächer zu vervollständigen. Als starken Ausdrücken abhold und überdies nur entfernt an der Sache betheilig, würden wir es in diesem Fall dem Geschmaç der Leser überlassen, welchen von den Häuptern der beiden Hauptparteien der Priester und der Finanzmänner sie sich auf die rechte, welchen sie sich auf die linke Seite denken wollen. Indes scheint das Bild unfres französischer Eiferers ein klein wenig zu hinken. Prüfen wir es drum. Vergewärtigen wir uns den Dulder von Golgatha vor der Zeit seiner Kreuzigung, und lassen wir uns daneben von Liverani den Stellvertreter desselben in Rom malen. Der Anfang scheint nicht sehr für uns zu sprechen, aber erwarten wir das Ende der Charakteristik.

„Unschuld und Sittenreinheit, Liebe zu den heiligen Bräuchen, Leichtigkeit und Anmuth der Sprache, die Kunst aus dem Stegreif zu sprechen, die Salbung und Sanftmuth der Geberden beim Gebet, ein Wohlklang des Gesanges, eine erhabene Majestät in den Functionen am Altar, der Eifer, mit dem er an viele Dinge zur Ehre Gottes (die Concordate und jetzt die Heiligsprechung der japanesischen Märtyrer z. B.) ging, ohne selbst die gewagtesten (das Dogma von der unbesleckten Empfängniß Mariens z. B.) zu fürchten — das ist ein kleines Bild der Vorzüge unseres Pius. Keine Begünstigung von Verwandten, kein Schatten von Habgier oder Sucht nach dem Ansammeln von Schätzen, der Werth von Gold und Silber nur gekannt, sofern es in die Hände der Armen oder zu Schmuck und Zier des Heiligthums abfließt. Unermüdlige Geduld, Gehör zu geben und Zutritt zu gestatten, zugleich aber starkes Interesse für die unbedeutendsten Kleinigkeiten und die niedrigsten Klatschgeschichten. Beurtheilung der Menschen und Dinge mehr nach dem Aeußeren und den zufälligen Umständen, als nach ihrem Wesen. Zugänglichkeit für üble Eindrücke und schlimme Vorurtheile, zäh und zäh bei Entschluß und Entscheidung, ebenso hartnäckig im Widerwillen, leicht gewonnen vermöge plötzlicher Zuneigungen und vom Genie. Argloses Zurschautragen angenehmer und widerwärtiger Eindrücke, verborgenster Herzensregungen in der Miene, was doch gleichbedeutend ist mit Ueberlassung der Schlüssel zu demselben an Schurken und höfische Schlaufköpfe, welche sein Inneres auf seiner Stirn lesen. Daher in seiner Gegenwart allezeit feucht stierende Augen, halb geöffnete Lippen, gebogene Hälse, halb angespannte Muskeln, stete Bereitschaft, dahin zu eilen, wohin das erhabene Antlig des Papstes sich neigt und mit Lobhuderei seine Begehren zu wiederholen, sollten sie auch den Unterweg herbeiführen. Ein rasch fertiger Richter über den Werth Anderer, aber mehr nach Schein und Haltung, nach dem sokratischen Gesicht, dem kahlen Kopf, der wohlklingenden Stimme, als nach Gaben des Geistes und der Seele; abgeneigt, seine Gunst dem zuzuwenden, der sie nicht gut zu bewahren weiß, und darum voll Mißtrauen und Verdacht dem Ehrlichen, unvorsichtig und

wehrlos dem Verschlagnen gegenüber; tugendhaft, aber von einer Tugend laut, rauschend, wohlklingend wie seine schöne Stimme; voll Empfindsamkeit, voll Begier, das Gute zu thun, aber so, daß tausend Zeitungen die Kunde davon durch die ganze Welt tragen, tausend Inschriften, Wappen und Denkmünzen die Vergesslichsten und Gleichgiltigsten daran erinnern müssen. Wechselnd in Urtheilen und Entschlüssen, je nach dem Stande des Wetters, dem Zuge der Wolken, dem Aussehen des Himmels, dem Fibriren der Nerven und Blutgefäße, nach dem pathologischen Zustande eines stehenden Körpers erleidet sein moralischer Mensch alle Einflüsse eines kranken Organismus. Bei aller seiner Sanftmuth und Herzensgüte ist man niemals gesichert vor einem verletzenden Worte, einem plötzlichen Ausbruch von Jähzorn oder sonst einem wenig rücksichtsvollen und liebevollen Thun.“

„Diese Fehler“, fährt unser Charakterzeichner fort, „sind keine Laster. Sie sind der Dunst und Staub, von dem sich die arme Menschheit, so vollkommen sie sein, so hoch sie stehen mag, nicht läutern und befreien kann. In der Hand ehrlicher und gewandter Minister könnten sie selbst zu Tugenden werden und als Same zu edeln Thaten dienen. Allein er ist ein Opfer der Arglistigen geworden, die aus ihm ein Spiel widerstrebender und stets schlechter Begierden gemacht haben. Pius der Neunte war fünfzehn Jahre hindurch der Spielball elender Menschen jeder Art, jedes Landes, jeder Partei und Secte, die sich unaufhörlich abmühten, einander seine Gewogenheit zu stehlen, um sie ins Gemeine zu ziehen und unter die Füße zu treten.“

Liverani meint in diesen Zügen Benedict den Dreizehnten wiederzuerkennen. Andere haben eine auffallende Aehnlichkeit mit Ludwig dem Sechzehnten herausfinden wollen, noch Andere werden sich durch diese Zeichnung vielfach an einen gekrönten Herrn erinnert sehen, der unsrer Zeit und unserem Lande noch näher stand. Auch wir halten den letzteren Vergleich nicht für ganz unangemessen, statt aber hier ausführlicher auf ihn einzugehen, wollen wir bemerken, daß uns noch ein anderes Königsbild einfällt. Goldene Adern, silberne Adern, kupferne und andre Adern von geringem Metall, wenig Halt, wenig Widerstandskraft, kein einheitlicher Charakter und darum äußeren Einflüssen preisgeben — es ist der aus allerlei Erz zusammengesetzte König im Goetheschen Märchen, und nach dem Vorigen fehlt auch die große Schlange nicht, die ihm zuletzt das Gold aus den Adern und Gebeinen leckt. Von dem Vergleich des französischen Prälaten zwischen Christus und seinem Stellvertreter bleibt wenig mehr übrig, als die Wirkung der Reue, die ihn eingab.

Oder hätte Liverani zu dunkle Farben gebraucht? Vergleichen wir sein Porträt mit der Biographie Mastai Ferretti's, die Karl Grün in seinem neu-

lich von uns angezeigten Buch*) nach Francesco Dall'Ongaro gibt, und wir werden inne werden, daß unser Monsignore durchgehends von der Palette des Respects gemalt hat. Grün gehört nicht zu dieser Schule, er ist vielleicht in seinen Nebenbemerkungen frivoler als billig, und so werden wir, den oben angedeuteten Grundsätzen getreu, sein Bild Pio Nono's nicht vollständig, sondern nur in den Grundzügen geben. Daß es in diesen dem Original noch mehr entspricht, als das Liberanische, möchten wir nicht bezweifeln.

Wir citiren von jetzt an Grün's Buch, wie bemerkt, mit Weglassung des Anstößigen, und nur die Hauptsachen heraushebend.

Giovanni Mastai Ferretti wurde 1792 zu Sinigaglia geboren. Seine Familie gehört zum Adel und besaß einen gewissen Grad von Reichtum. Mit elf Jahren wurde der Knabe in das Jesuitencollegium von Volterra geschickt. Jesuitisch gebildet sind alle unsere katholischen Dichter von heute. Keine andere Erziehung macht so fähig zum Abkommen mit den Mächten dieser Welt, keine läßt so viel profanen Lehrstoff zu, ohne daß diese Materie jemals ihre eigne Idealität, nämlich das Licht producire. Zunächst waren die Lehrer wenig zufrieden mit ihrem Zögling. Er war aufmerksam, nicht unfleißig, aber mehr aus Pietät als aus Wißbegierde. Er war im Grunde von mittelmäßigen Geistesgaben, schlicht, unentschlossen, wie er es immer geblieben ist. Mit siebzehn Jahren bekam er obendrein die ersten epileptischen Zufälle, die ihn nöthigten, das Colleg zu verlassen. Die Aerzte schickten ihn nach Sinigaglia zu seiner Familie zurück, wo ihm ein sorgfältiger Müßiggang auferlegt wurde. Er ging auf die Jagd, spielte Ball, und zwar mit Vorliebe und Leidenschaft; denn seine körperliche Eleganz kam dadurch zur Geltung. Auch die Liebe gesellte sich zu diesen nobeln Passionen, aber das ernstlichste der verschiedenen Verhältnisse, die der junge Mann einging, war nicht glücklich. Die Prinzessin Albani, eine berühmte römische Schönheit, wurde die Frau eines Andern. Ebenso wenig gönnte das Schicksal den Jüngling dem Kriegsgott. Mastai zählte 23 Jahre, als der König von Neapel (1815) das „Königreich Italien“ aufs Korn nahm und in den Marken erschien. Giovanni machte die Bekanntschaft etlicher seiner Offiziere und schwärmte für die Uniform, ein Oheim verschaffte ihm eine Leutnantsstelle in der päpstlichen Nobelgarde; als aber der Minister von seiner Epilepsie hörte, wehrte er ihm kategorisch den Eintritt.

Mastai wurde melancholisch und empfand jetzt Neigung zum Priesterwerden. Seine unvollendeten Studien hielten ihn davon nicht ab; denn in der Hauptstadt der katholischen Christenheit hat man das Studiren abgeschafft. Im Hospiz Lata Giovanni erzog der angehende Geistliche die Waisenkneben

*) Italien im Frühjahr 1861. München, G. A. Fleischmann.

und — nach der antiken Wahrheit docendo discimus — zugleich sich selbst. In der herben Regelmäßigkeit dieser Existenz sammelte sich der bisher zerstreute, und selbst seine Epilepsie schwand allmählig.

Ein wenig von den göttlichen Dingen unterrichtet, begab er sich nach San Carlo al Corso, um Conferenzen zu halten, bei denen seine schöne Stimme ihm zu Gute kam. Ein zahlreiches Auditorium drängte sich um den eleganten Herrn, der so gravitatisch einherschritt, so angenehm im Fluß der Rede dahinschmolz, dessen Silberton das Ohr des weiblichen Geschlechts bezauberte. Nachdem er die Ordination empfangen, spielte er in Sinigaglia bei einem geistlichen Schauspiel mit, der einstige flotte Ballspieler jetzt in der Mönchskutte die Rolle des Sünders. Man klatschte und weinte, es geschahen Zeichen und Wunder, der Geist der Weissagung stellte sich ein. Eine Jungfer Ferretti ward hellsehend und prophezeite dem Mastai die glänzendste Zukunft. Nach seiner Rückkehr in die heilige Stadt wurde Mastai Canonicus von Santa Maria Inviolata; jetzt führte er seinen wahren Titel, er war der Ritter der heiligen Jungfrau geworden, für die er später so Großes vollbrachte. Zunächst aber ging er mit Monsignore Muzzi, der als apostolischer Vicar nach Chile geschickt wurde, in die neue Welt. Von dort heimgekehrt, wurde er zum Director des berühmten Hospizes San Michele ernannt, einer der mächtigsten Stiftungen Roms: Collegium, Gefängniß, Invalidenhospital und Besserungsanstalt für Weiber. Mastai nahm jetzt den Ton der Autorität an, und wenn dieser nach unten nicht sonderlich gestiel, so desto besser nach oben — er wurde Erzbischof von Spoleto. In dieser Eigenschaft fand er 1831 beim Aufstand der Marken und der Romagna Gelegenheit, ein Vorspiel der schwankenden Rolle aufzuführen, die er später als Papst spielte. Er suchte zu vermitteln und hielt sein Ohr nach beiden Seiten. Er hörte die begründeten Klagen der Neuerer, hörte die monotone Stimme der Gewalt. Er bewaffnete die Nationalgarde unter der Bedingung, daß sie die päpstliche Cocarde trage, entsetzte allzuharte Gouverneure, war aber zugleich im geheimen Einverständnis mit den rettenden Bayonnetten der Destreicher. Die Folge war, daß er es nach beiden Seiten hin verdarb, sich bei der Regierung wie bei dem Volke mißliebig machte. Nicht in die außerordentliche Untersuchungs- und Straßcomission in den Marken gewählt, hatte er keinen Antheil an dem Blutbade, das die Reaction dort anrichtete, aber er protestirte auch nicht, und völlig unpopulär geworden, wurde er als einfacher Bischof nach Imola versetzt. Er war damit bestraft und belohnt zugleich; denn die Bischöfe von Imola sind päpstlicher Same, auch Pius der Siebente erhielt als Bischof von Imola die Tiara.

In der neuen Stellung schmolte er, hüftelte etwas mit den Liberalen, murmelte von nothwendigen Reformen und ging, als die Heßjagd auf die

Carbonari zu arg wurde, zur Opposition über; die Jesuiten gleichfalls, sie sahen ein, daß die Politik des unbarmherzigen Gregor der Klugheit weichen müsse.

Der Papst Capellari starb zu einer Zeit, wo ganz Italien kochte und sich zu neuem revolutionären Ueberschäumen anschickte. Die Bewegung, die im Norden und Osten des Kirchenstaats ausbrechen sollte, unterblieb, man wartete die Wahl des neuen Papstes ab. Es war, als ob aus dem Conclave der Cardinäle ein Heiland hervorgehen sollte. In Frage standen der Cardinal Lambruschini, der die Politik des sechzehnten Gregor fortgesetzt hätte, und der Cardinal Micara, der dem Volk wie ein neuer Sixtus der Fünfte erschien. Keiner von beiden erlangte die Mehrheit der Stimmen, der Bischof von Imola, der gerade Scrutator war, las Zettel auf Zettel mit seinem Namen beschrieben ab. Als er genug Stimmen zu haben glaubte, sank er ohnmächtig in seinen Sessel. Die Kirche hatte einen neuen Stellvertreter Christi, der Kirchenstaat einen neuen Fürsten, der sich Pius der Neunte nannte.

Zwei Rathgeber wählte sich Pius, einen geistlichen und einen weltlichen, den Abbate Graziosi zum Beichtwater, den Cardinal Gizzi zum Staatssecretär. Das Volk begann zu hoffen. Der neue Papst hatte so noble Manieren, war so salbungsvoll elegant, sprach so fließend und mit so schöner Stimme. Er mußte allerdings mehr leisten, wenn er die Hoffnung Italiens erfüllen wollte, aber nicht lange, so schien es in der That, als ob er mehr, viel mehr leisten werde. Er entschloß sich, eine Amnestie zu ertheilen.

Der Papst als weltlicher Fürst soll regieren in einem unentwirrbaren Netz von Formeln, Einflüssen, Intriguen, Cardinälen, Prälaten, Collegien und Congregationen, er steht plötzlich mitten in einer uralten Maschine, von der er selbst nur ein Rad bildet, er muß beim Regierungsantritt dem heiligen Collegium schwören, die Rechte, Besitzungen und Gewohnheiten der Kirche unverehrt aufrecht zu erhalten. Damit soll der Weiseste und Entschlossenste einmal reformiren, geschweige ein sanfter Paladin der heiligen Jungfrau. Dennoch ließ sich hier fast so an, als ob dies möglich wäre. Destréich und die gesammte Anhängerschaft des verbliebenen Gregor boten das Aeußerste auf, die Amnestie zu hintertreiben. Als die Cardinäle darüber abzustimmen aufgefordert wurden, gaben fast alle eine schwarze Kugel, aber der Papst legte sein weißes Baret auf die Schüssel und sprach lächelnd: „Alles ist weiß — einstimmig angenommen.“

Am 16. Juli 1846 erschien das Motuproprio gedruckt an den Straßenecken von Rom. Es ist der einzige freie reformatorische Act des Papstes Pius, seine Ehrensäule in der Geschichte. Ein Jahrhundert von Leiden und Qual war durch einen Augenblick der Milde getilgt. Das Volk jubelte, Pius schwelgte im Weibrauch einer unerhörten Popularität. Gioberti triumphirte;

denn sein „Papstkönig“ war erstanden. Das Guelfenthum herrschte mit einem Schlag, und Pio Nono hieß die Parole auf der ganzen Halbinsel. Kein Fürst stand im Wege, außer etwa Karl Albert, der finstre Brüter, der auch am östreichischen Joche rüttelte. Das Guelfenthum hat seine letzte Probe bestanden und ist für immer abgethan, Gioberti hat das kläglichste Fiiasco gemacht.

Die öffentliche Meinung schwärmte noch geraume Zeit für den „schönen und guten Papst,“ dann verlangte sie zwischen Jubelrufen erst schüchtern, endlich lauter Reformen, während auf der andern Seite Oestreich und seine Partei dringend und immer dringender zur Umkehr auf dem betretenen Wege mahnte. Pius zauderte, horchte nach beiden Seiten und schwankte endlich nach der Seite hin, wo die lautesten Ovationen zu erwarten waren. Er gab den Römern gewisse Reformen, das Censurgesetz, die Consulta, den Staatsrath, den Ministerrath, er gestattete ihnen die Errichtung einer Bürgerwehr, protestirte gegen das Einrücken der Oestreicher in Ferrara, verlieh, als alle Fürsten Italiens aus Angst vor der Revolution constitutionell wurden, sogar eine Constitution und erklärte endlich dem Erbfeind der italienischen Unabhängigkeit den Krieg. Aber in allen diesen Maßregeln war der Papst unsicher, lau, ängstlich und mißtrauisch. Wo sie nicht Aeußerungen des Strebens nach mehr Ovationen waren, wurden sie mit widerwilliger Hand und dem stillen Vorbehalt ins Werk gesetzt, sie gelegentlich auf nichts zurückzuführen. Als Durando den Helm des Scipio aufsetzte, um mit den römischen Crociati den Brüdern in der Lombardei zu Hilfe zu ziehen, baten die in Rom befindlichen italienischen Flüchtlinge Pius, ein italienisches Parlament zu berufen. Der Papst lächelte noch einmal allergütigst. Der glänzendste Traum schwebte vor seinen Augen: Oberherrlichkeit des Pontifex über die ganze Halbinsel, Italien gehorsam zu seinen Füßen, die ganze Christenheit von starker Hierarchie regiert; Hildebrand und Bonifaz der Achte zugleich, erschlog er das Ziel im Frieden, unter dem lauten Jubel Italiens, Europa's, der Welt.

Einer der finstersten Cardinäle fuhr durch diese roßige Traumwelt: „Heiligkeit, in geistlichen Dingen können Sie binden und lösen, aber in weltlichen ist der Pontifex der Mandatar seiner Genossen, weiter nichts. Sie können nichts nachgeben und ändern, Sie müssen erhalten. Wir haben den Eid Eurer Heiligkeit und das Recht zu glauben, daß er nie verletzt wird!“ — „Und dann?“ — „Sie müssen den Krieg gegen Oestreich verdammen, die Truppen zurückrufen, Piemont excommuniciren, den König von Neapel herstellen.“ — „Lieber abdanken!“ rief Pius. — „Die Abdankung kann nicht angenommen werden, bis Alles sich wieder im status quo ante befindet.“ — „Lassen Sie mich mein Gewissen befragen.“ — „Das heilige Collegium hat das seinige schon befragt.“

Das war im April 1848, und Alles, was der Papst seitdem gesagt und gethan hat, trägt den Stempel jenes Gesprächs. Die ersten Schritte nach rückwärts wurden zögernd gethan, und so vermochten sie Oestreich nicht zu befriedigen, während sie das römische Volk in seinen Ovationen und Anbetungen lau und immer lauer werden ließen, bis es endlich nach Rossi's Schaukelsystem, das die päpstliche Gewalt, das Interesse des heiligen Collegiums und die Bedürfnisse des Volkes gegeneinander zu balanciren versuchte, in offene Empörung ausbrach. Der Papst rief, scheinbar nachgebend, den liberalen Mamiani in sein Cabinet zurück und bereitete unterdeß seine Flucht nach Gaeta, in die Arme der Reaction vor, die von der Ausführung dieses Plans an statt seiner die Herrschaft übernahm und sie in der Person Antonelli's bis heute dermaßen geführt hat, daß von Pius in der Geschichte nur noch beiläufig die Rede war. Der Jesuitismus sagt: der Mensch sei „perinde ac cadaver“, gleichwie ein Leichnam; er hat ein Beispiel gegeben. Diesmal war der Mensch ein Papst.

Am 9. Februar 1849 wurde in Rom die Republik ausgerufen. Die Franzosen kamen, sie zu vernichten, damit nicht die Oestreicher kämen. Zwei Monate wehrte sich die Stadt mit seltenem Heldenmuth. Die große Nation lernte vor ihren Mauern die „bittern Schritte der Flucht“ kennen, der König von Neapel entwich den Nothhemden Garibaldi's bei Velletri in unrühmlicher Weise („auf acht Füßen“ sagt Reuchlin), endlich fiel die Stadt, und seitdem hat sich dort so gut wie nichts verändert. Es hat einige Motuproprio's gegeben, einen Brief an Edgar Ney, einige andere Rathschläge von Paris her, aber im Wesentlichen ist es beim Alten geblieben. Non possumus! Der Kirchenstaat läßt sich nicht reformiren, weil er der Kritik nicht verfällt; wie kann man kritisiren, was direct vom heiligen Geiste stammt! Es ist mit den dortigen Verhältnissen wie mit den Jesuiten: sint ut sunt aut non sint. Gioberti hat sich ein langes Leben hindurch abgemüht, zwischen Jesuitismus und Katholicismus, Loyola und Rom zu unterscheiden. Die Geschichte des neunten Pius ist eine schonungslose Verurtheilung solcher Sophistik. Pio Nono in seiner Weise will liberal sein, und der Jesuitismus stellt ihn unter Curatel. Pio Nono wird von den politischen Jesuiten nach Gaeta entführt, muß dort Urphede schwören: Antonelli auf ewig. Er hat seinen Eid gehalten, er hat nichts mehr gegen den Willen des heiligen Collegiums gethan, aber auch nichts mehr dafür. Als Frankreich nicht mehr gute Miene zu diesem Spiel machte, Umbrien und die Marken dem König von Italien huldigten, gedachten die frommen Väter von der Vormundschaft einen neuen Staatsstreich mit ihrem Mündel auszuführen. Er sollte abermals fliehen, seine „Freiheit retten“, diesmal in eine östreichische Festung, von dort den Kreuzzug predigen, die Welt darüber und darunter kehren. Aber der alte Mastai wollte nicht

mehr. „Sono troppo vecchio,“ antwortete er der Zumuthung, „per giuocare la comedia una seconda volta.“ Dann wurde er krank, wieder gesund und abermals krank. Im Cardinalscollegium ist von wenig Andern mehr die Rede als von der Wahl eines neuen Papstes.

Italien aber denkt nicht an solche gleichgiltige Dinge. Die ganze Halbinsel mit Ausnahme des Vaticans, des Quirinals und einiger Hundert neapolitanischer Briganten betet zum savoyischen Kreuze, dem alten Symbol der toskanischen freien Gemeinden. Die päpstliche Regierung ist ultramontan, ihre letzten Anhänger wohnen jenseits der Berge. . . .

Soweit Grün. Seitdem haben wir ein abermaliges non possumus der Sachwalter des päpstlichen Rechts gegenüber der Gerechtigkeit gehört, welche der Geist der Weltgeschichte ist.

Mitte Januar hatte der französische Gesandte v. Lavalette eine Unterredung mit Antonelli, um demselben den Wunsch seines Souveräns vorzutragen, daß Rom sich mit Italien versöhne, d. h. daß für Hingabe des weltlichen Papstthums die Sicherheit und Unabhängigkeit des geistlichen Papstthums vom König Italiens eingetauscht werde. Bei früheren Besprechungen mit dem Papst selbst hatte der heilige Vater dieselben Vorschläge „mit rührender Bereitwilligkeit“ und „mehr betrübt, als überrascht“ angehört und in gewohnter, durch sein ganzes Leben bethätigter Weise nur erwidert: „Warten wir die Ereignisse ab.“ Anders jetzt, wie immer Antonelli, das eigentliche Mundstück des weltlichen Papstthums. Seine Antwort lautete kurz und bündig: Jede Transaction zwischen dem heiligen Stuhl und denen, die ihn beraubt haben, ist unmöglich. Weder dem Papst noch dem heiligen Collegium steht es zu, auch nur den kleinsten Theil des Gebiets der Kirche abzutreten.“

Der Beauftragte Napoleon's machte bemerklich, daß er die Rechtsfrage außer Spiel lasse, daß er der päpstlichen Regierung lediglich Gelegenheit bieten wolle, aus der Lage zu kommen, die für ihre Interessen so traurig und für den Frieden der Christenwelt so bedrohlich sei. Der Cardinal-Staatssecretär dankte ironisch für das gezeigte Interesse, indem er hinzufügte, es sei ungenau, daß zwischen dem Papst und Italien Uneinigkeit herrsche. Wenn der heilige Vater mit dem Turiner Cabinet gebrochen habe, so seien die Beziehungen zu Italien vortrefflich. Er selbst sei Italiener, und der Erste der Italiener dulde unter diesen Leiden, stehe mit Schmerz bei den grausamen Prüfungen, welche die italienische Kirche betroffen.

Dann schloß der Sprecher des heiligen Collegiums: „Auf Unterhandlungen mit den Räubern werden wir uns nicht einlassen. Jeder Vergleich auf diesem Gebiet ist undenkbar. Der Papst wie die Cardinäle verpflichten sich vor ihrer Ernennung eidlich, nichts von dem Territorium der Kirche abzutreten. Der

heilige Vater wird also kein derartiges Zugeständniß machen. Auch ein Conclave würde dies nicht thun dürfen, ebensowenig ein neuer Papst wie seine Nachfolger von Jahrhundert zu Jahrhundert.“

Das heißt, wenn irgend etwas, ein klarer und energischer Bescheid, und was mehr ist, es enthält die volle Wahrheit.

Vater Non-Possumus wurde wiederholt ersucht, sein Regiment dem Geist der Zeit anzupassen, und er kennt als Ewiger und Unveränderlicher keinen Geist der Zeit, er antwortete, wo es nicht anders ging, mit Reformen, die bloßer Schein waren. Vater Non-Possumus wurde angegangen, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und als Stellvertreter Gottes zu behalten, was Gottes ist; er entgegnete non possumus und verlor in Folge dessen einen großen Theil dessen, was nach der Ansicht der Italiener des Kaisers und einen noch größern Theil dessen, was Gottes ist, d. h. der Achtung vor der geistlichen Würde des Papstthums. Vater Non-Possumus erhielt von zehntausend seiner Kinder ein Mißtrauensvotum, dessen Revers ein Vertrauensvotum für seinen Sohn Victor Emanuel war. Er blieb bei seinem non possumus. Vater Non-Possumus bekam als Neujahrwunsch von Paris die dringende Mahnung, sich mit Italien zu versöhnen, und wieder war's ein non possumus, das er zur Antwort gab. Er kann nicht anders, er darf nicht anders, er hat's geschworen.

Vater Non-Possumus ist nicht der jetzige Papst, nicht überhaupt ein Papst, er ist der Geist des Mittelalters auf dem Stuhl des heiligen Petrus, und mit dem ist kein Transigiren. Er hat sein Gewissen, er hat sein Recht, und das will er behalten. Es wird somit nichts übrig bleiben, als daß die, welche sein Gewissen nicht besitzen, seinen Eid nicht geleistet haben, ihm helfen, dem geistlichen Papstthum die Last des weltlichen, unter der es leidet, ohne sie loswerden zu können, abnehmen und damit ihm selbst und der ganzen katholischen Christenheit den gestörten Seelenfrieden wieder geben.

Auf den Scheunenhöfen bei Dresden zeigt der Friedhof noch einen der alten Todtentänze. Freund Hain mit der Hippe führt einen Reigen von allerlei Volk, Vornehmen und Geringen, Geistlichen und Weltlichen und sagt zu jedem Theilnehmer der Polonaise ein schöngereimtes Sprüchlein. Dieser Todtentanz erschien uns oft schon als eine Allegorie unsrer Zeit. Der Bauer unter den letzten Tänzern könnte die todte Leibeigenschaft bedeuten, der Bürger das sterbende Junktwesen, der Kriegsmann neben ihm vielleicht den letzten Schlüsselsoldaten. Weiter nach oben zu treffen wir einen mürrisch blickenden Ritter, wohl das untergehende Junkerthum. Noch weiter hinauf in der Kette erscheinen Herren von fürstlichem Stand, unter denen wir uns an alle Persönlichkeiten erinnern finden können, die in den letzten Jahrzehnten, weil sie mit

ihrem Dichten und Trachten dem Mittelalter angehörten, vom Geist der Zeit von ihren Thronen abberufen wurden: spanische Bourbonen, französische Bourbonen, neapolitanische Bourbonen, ein Welf und ein Wafa, ein Don Miguel und ein Don Carlos, Könige, Großherzöge, Herzöge und wie sie sonst beritelt waren, die Geistes- und Schicksalsverwandten.

An der Spitze des Dresdener Todtentanzes schreitet mit Tiara und Krummstab der Papst, und der Tod ruft ihm in wohlgerügten Alexandrinern zu:

„Komm, alter Vater, komm, und laß dich nun begraben,
Weil dich die Leute hier nicht länger wollen haben.“

Vater Non-Possumus lebt noch, wird nach Antonelli's Bescheid ewig leben. Indesß will uns bedünken, als habe der artige Ton, in welchem sich die bittere Zumuthung in Lavalette's Sühneverfuch bewegte, eine verdächtige Aehnlichkeit mit dem milden Styl, in welchem der Dresdener Tod, natürlich ein Protestant, seinen Papst einladet, sich begraben zu lassen. M. B.

Berliner Brief.

17. Februar.

Das Abgeordnetenhaus hat in der kurhessischen Sache seine Schuldigkeit gethan. In der Debatte am letzten Freitag und Sonnabend sind alle Seiten dieser so vielfach erörterten Frage nochmals durchgesprochen und in's hellste Licht gestellt. Die Redner von der liberalen Seite sprachen eben so gemäßigt wie entschieden. Nicht nur durch die Zahl der Stimmen haben die Liberalen gesiegt; auch das Gewicht der Gründe war überwältigend gegen die ultramontane und reactionäre Partei. Mit besonderer Genugthuung constatiren wir, daß die kleine Differenz, welche bei der Einbringung des Antrags noch zwischen der Fraction Grabow und der Fortschrittspartei vorhanden war, jetzt bei der Debatte gänzlich zurücktrat. Alle liberalen Fractionen traten in dieser Ehrensache Preußens als eine geschlossene Einheit auf. Mit 241 gegen 58 Stimmen ist das gute Recht Kurhessens anerkannt. Die Minorität besteht